

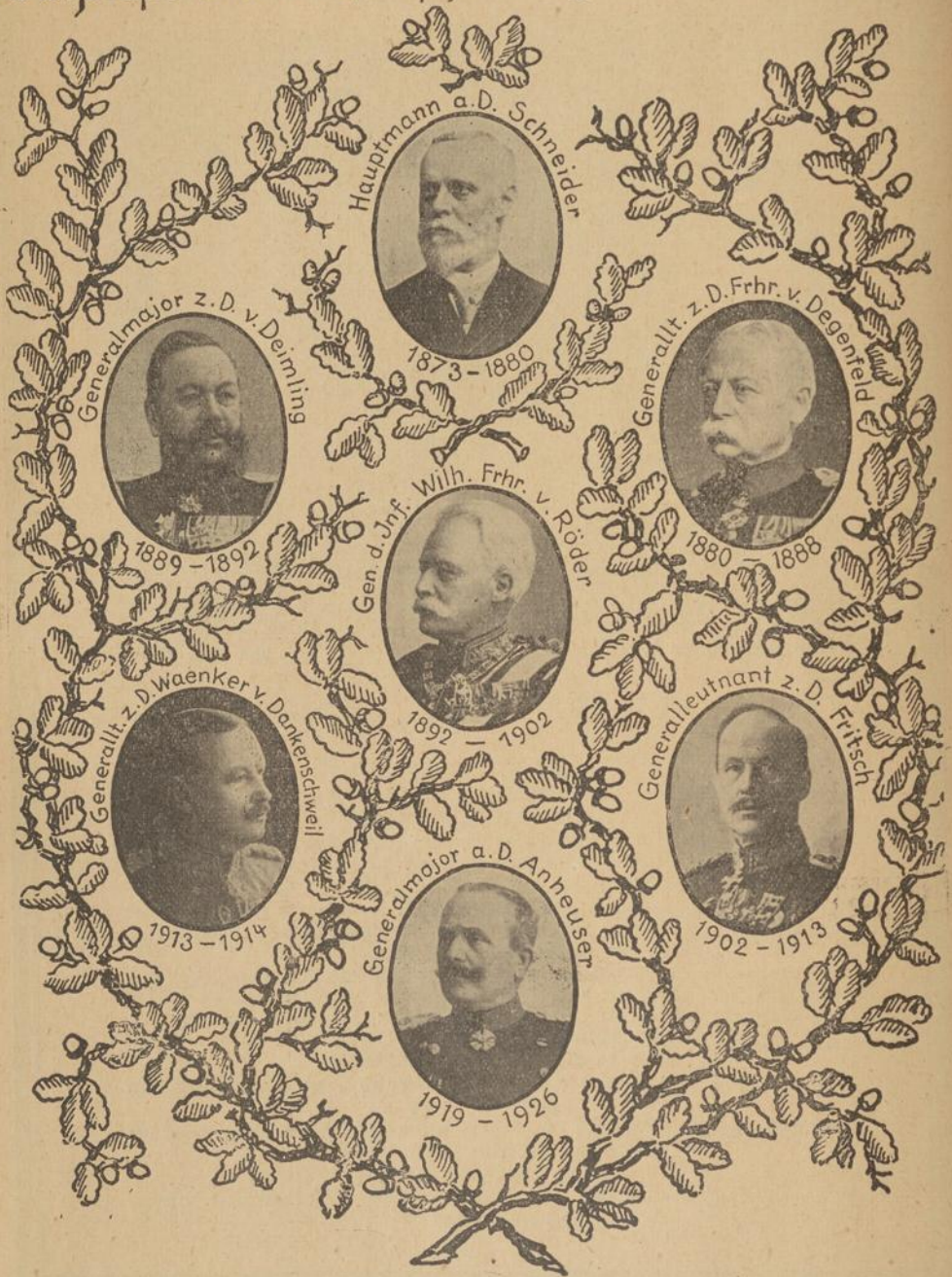
# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336754](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336754)

# Die Präsidenten des Badischen Kriegerbundes 1873-1926





# Kurzer Rückblick

auf die Entwicklungsgeschichte des Badischen Kriegerbundes.

(Bis 1919 Badischer Militär-Vereins-Verband genannt)

Nach dem Kriege 1870/71 ergab sich sehr bald das Bedürfnis des Zusammenschlusses der Kriegskameraden. Die Vereine, die sich schon einzeln gebildet hatten, erließen 1873 einen Aufruf, dem 22 Vereine mit 5 000 Mitgliedern gefolgt waren und am 7. September 1873 unter dem Vorsitz des Hauptmanns a. D. Schneider den Badischen Militär-Vereins-Verband gründeten. Im Jahre 1876 nahm die Gaueinteilung mit 3 Gauen ihren Anfang. 1880 übernahm Generallt. z. D. Freiherr v. Degenfeld die Führung und vereinigte bis zu seinem 1888 erfolgten Tode in 42 Gauen schon 822 Vereine mit 56 145 Mitgliedern. Während weiterer 4 Jahre der Präsidentschaft des Generalmajors a. D. v. Deimling stieg die Stärke des Verbandes auf 43 Gaue, 1058 Vereine mit 66 329 Mitgliedern. Das Vermögen war von 924 Mk. im Jahre 1875 inzwischen auf 57 000 Mk. angewachsen. Dem General v. Deimling folgte als Präsident 1892 für die Dauer von 10 Jahren der in weitesten Kreisen bekannte und hochverehrte General d. Inf. z. D. Wilhelm Freiherr v. Roeder, unter dessen Führung sich der Verband weiterhin kräftig entwickelte. Bei seinem Rücktritt 1902 zählte der Verband 52 Gaue, 1 342 Vereine mit 115 895 Mitgliedern, d. h. also ungefähr die heutige Stärke. Das Vermögen, das 1901 noch 169 744 Mk. betragen hatte, konnte durch eine große Lotterie auf 253 515 Mk. erhöht werden. Im Jahre 1902 erfolgte unter Ernennung zum Ehrenpräsidenten der Rücktritt des Gen. d. Inf. Frhr. Wilhelm v. Roeder; ihm folgte als Präsident Generalmajor a. D. Fritsch, der 11 Jahre hindurch die Geschicke des Badischen Militär-Vereins-Verbandes lenkte. Er wurde durch den Generallt. z. D. Waenker v. Dankenschweil 1913 abgelöst.

In diesem Jahre zählte der Bund 1567 Vereine mit 144 372 Mitgliedern, die vor und nach dem Kriege erreichte Höchststärke. — Es kam der Krieg, dessen unglücklicher Ausgang auch dem Badischen Kriegerbund, wie er auf dem Landesabgeordnetentag 1919 in Offenburg erstmals benannt wurde, schwere Erschütterungen brachte. Der 1. Präsident, Generallt. z. D. Waenker v. Dankenschweil, war am 23. November 1914 an der Spitze der ihm unterstellten 49. Res.-Div. bei Borowo in der Schlacht bei Lodz, in vorderster Linie gefallen; der 1. Vize-Präsident





**Generalmajor a. D. Carl Ullmann**  
seit 1926 Präsident des Badischen Kriegerbundes

Generalmajor a. D. Anheuser hatte die Führung des Bundes übernommen und wurde 1919 zum Präsidenten gewählt. Der Bund war aus dem Kriege mit 56 Bauen, 1403 Vereinen, 92 560 Mitgliedern über die Zeit schwerster Gefahren und Anfechtungen hinübergekommen, konnte aber nach Rückgewinnung vieler abgesplitteter Vereine schon im Jahre 1924 die 100 000 wieder überschreiten. Die in den darauffolgenden Jahren herausgegebenen Stärkeberichte, die jeweils in den Jahreskalendern erschienen waren, zeigten ein erfreuliches Bild des kräftigen Fortbestandes des Bundes, der seit Dezember 1926 durch den in Konstanz 1927 auf dem Landesabgeordnetentag gewählten tatkräftigen Präsidenten, Generalmajor a. D. Ullmann, geführt wird.

Den Befallen

Son Dinstag

J... Zule der  
denriedho  
Nigeltrande  
sonders gut  
leberial hat bi  
man sieht rech  
tationen angehö  
in Wiefelfelde  
ich befest mit  
Der Kämpfer ha  
von Gehanfen  
als Selbstgeitlich  
wollen ist: Kri  
nicht. Wenn wir  
vorne dürfen,  
Weg Christi et  
Man kann sage  
Vorrich sein.  
gehört als  
wunder Lählein  
wunde gut für  
der nicht für  
in Eddet gam  
der entvorch  
Wegor Christi  
abwärt, ge  
glen oder ab  
nicht. Ind G  
Danz, Copier  
Wunde ind im  
Weg ist ein St  
Kriegswege f  
nicht. Zum  
Wunden, ersch  
zu eiferem  
sien, einand  
Wunden sein  
guten, das  
und Kriegswe  
In die St  
den Tode en  
Einde, in d  
Witten der  
sein. Zum  
Lagader un  
gen, Amitt  
Wunden. Die  
Wunden. D  
Wichtig wand  
ten, aber d  
der Pflicht  
des Kamer  
Wundenkom  
Kriegswe



# Den Gefallenen zum Gedächtnis

Von Divisionspfarrer Meier.

**J**im Tale der Ahr besuchte ich einen Feldfriedhof, der mir durch seine Lage am Hügelrande und seinen würdigen Schmuck besonders gut gefallen hat. Das Friedhofsportal hat die Form einer Kapelle, und man sieht rechts und links die Kreuzwegstationen angebracht. Das Kreuzwegbild ist im Giebelfelde der Tafel, die Tafeln selbst sind bedeckt mit den Namen der Gefallenen. Der Künstler hat mit Meißel und Pinsel einem Gedanken Ausdruck verliehen, der von uns Feldgeistlichen sicher sehr oft gepredigt worden ist: Kriegsweg und Kreuzweg sind eins. Wenn wir uns überhaupt noch Christen nennen dürfen, dann muß uns doch die Nachfolge Christi etwas selbstverständliches sein. Man kann sagen, sie soll Gemeingut der Menschen sein. Niemand hat dazu soviel Gelegenheit als der Soldat. Mögen manche darüber lächeln und meinen, die Religion sei gerade gut für Frauen, Kinder und Greise, aber nicht für den „rauen Krieger“. Wenn der Soldat ganz und gar den Erwartungen aller entsprechen will, dann wird er in die Fußspur Christi treten müssen, bewußt oder unbewußt, gewollt oder nicht gewollt, zugeben oder abgeleugnet. Was den Soldaten macht, sind Gehorsam, Selbstüberwindung, Treue, Opfermut und Hingabe, und alle diese Ideale sind im Crucifixus verkörpert. Sein Weg ist ein Kreuzweg und die Stationen des Kreuzweges findet man im Soldatenleben wieder. Zum Tode gehen unter Blut und Wunden, erschöpft sein bis zum Umfallen, mit eisernem Griff sich immer wieder emporraffen, einander das Kreuz tragen helfen, gehorsam sein bis zum Tode, den Freund begraben, das sind Stationen am Kreuzwege und Kriegswege.

In die Stellung gehen hieß doch immer dem Tode entgegengehen. Keiner wußte die Stunde, in der ihm der Grenzposten an den Pforten der Ewigkeit die Lebensparole abnahm. Immer drückender wurde die Pflicht. Tagsüber unter der Erde, des nachts schanzten, Munitionen heranschleppen, Verhaue flicken. Die Schlachten wurden zu Materialschlachten. Die Kraft ließ nach, körperlich und seelisch brach man zusammen, wie der Erlöser, aber das eiserne Muß, das Kommando der Pflicht riß immer wieder empor. Auch den Kameraden fand man wie einst auf dem Golgathawege, der das fast unerträgliche, das Kriegskreuz, tragen half. Kameradschaft ist

ja viel mehr wie Freundschaft, sie teilt jede Gefahr, das letzte Stücklein Brot.

Ich habe es verstanden, daß unsere Feldgrauen, die sich im Kampfe als eiserne Männer gezeigt hatten, weich wurden wie die Kinder, wenn am offenen Grabe immer wieder das Lied erklang: „Ich hatt' einen Kameraden . . . . .“.

Als der göttliche Dulder unter dem Haß seiner Feinde seinen Kreuzweg ging, begegnete er einigen guten Menschen, die ihm Liebe und Mitleid entgegenbrachten. Er begegnete seiner Mutter, und wenn auch kein Wort gesprochen wurde, so haben die Blicke des Sohnes der Mutter zugerufen: „Mutter sei stark, sei Deines Sohnes wert, es ist Gottes Wille“. Sie hatte ihn sicher nicht dazu geboren, daß er unter den Händen seiner Feinde so entsetzlich sterben mußte. Wie er die weinenden Frauen getröstet und wie er der Veronika den Samariterdienst gelohnt hat, das erzählen uns auch die Kreuzwegbilder. Auch unsere Feldgrauen hatten Begegnungen mit denen, die sie liebten, in den knapp bemessenen Urlaubstagen und in den Feldbriefen, in welchen sich Fernweh und Heimweh so oft grüßten. Da galt es trösten, und wie glänzend haben sie das verstanden. Zahllose Soldatenbriefe geben davon Zeugnis. Es hieß sich nicht weich oder mißmutig stimmen lassen. Der Klagen waren ja viele und sie waren berechtigt: über die mangelnde Feldbestellung, die Nahrungsmittelpolonaisen, den zunehmenden Hunger, die Fliegerüberfälle, die ungerechte Handhabung der an sich notwendigen Kriegsverordnungen. Selbst trostbedürftig wußte der Feldgriech aus seiner Brust Trost für die Seinen hervorzuholen.

Den Schluß des Kreuzweges bildeten das Todesopfer und das Begräbnis. Es hieß sich opfern, der Eine für die Vielen. Der Opfergedanke ist der höchste in der Menschheit. Alles Gute beruht auf der Opferbereitschaft und Christi Opferleben und Opfertod wird im Kultus des Christentums festgehalten. „Es ist besser der Eine stirbt für das Volk, als daß das ganze Volk zugrunde gehe.“ Gott lenkte die Zunge des Hohenpriesters, als er so sprach. Wenn es ein schwieriges Werk galt, eine gefährvolle Patrouille, dann drängten sich die Besten vor. Ihr Beispiel zündete, riß fort. Sie mußten voranstürmen. Als diese Besten unter dem Rasen lagen, begann die deutsche Treue in ihrem Wert zu sinken.

Wie wurden sie endlich im Tode und im Begräbnis dem Helden von Golgatha ähnlich,

men und  
je mit 58  
Gefahren  
wieder ab-  
ten. Die  
als in den  
kräftigen  
ung 1927  
General



der sein Grab nicht in der Heimat fand, sondern da, wo er seinen Totenkampf gekämpft hat und sich für die anderen geopfert hatte. Ein Armenbegräbnis war seine Verteidigung und doch war es die kostbarste Leiche, welche einige wenige Menschenhände der Grabkammer anvertrauten. Armselig waren auch unsere Soldatenbegräbnisse. Gerade in den schwersten Tagen, wenn jedes Gewehr da vorne gebraucht wurde, mußte mancher bestattet werden ohne Sang und Klang, ohne Kreuz und Kranz, öfter sogar ohne Sarg. So wurden sie ganz dem armen Christus ähnlich. Wo sie gekämpft haben Schulter an Schulter, dort ruhen sie nun auch Seite an Seite gleich unzähligen Helden der Vergangenheit. Ich habe manchmal am Grabe gesagt: Vielleicht beneiden wir noch einmal diese hier um ihr armseliges und doch ruhmvolles Sterben und Begräbnis. Wir müssen es Gott überlassen zu bestimmen, wo Wiege und Sarg von uns stehen.

„Und wer den Tod im heiligen Kampfe fand, Ruht auch in fremder Erde im Vaterland“.

Kriegsweg und Kreuzweg sind eins. Christus hätte uns mit seinem Leidenswege nicht erlösen können, wenn nicht auf den Karfreitag ein Oftern gefolgt wäre. Als seine Feinde jubelten: „Die Toten kommen nicht wieder“, da nahm er als der Stärkere dem Tode die Rüstung ab und feierte in eigener Kraft seine Auferstehung. — Das letzte Wort spricht also immer das Leben. Darum pflanzen wir auf die Gräber das Siegeszeichen Christi und schreiben darauf seine Verheißung: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“.

Man kann sagen, nicht alle haben in dieser Weise den Kriegsweg als Kreuzweg aufgefaßt und durchschritten. Gewiß, auch ich unterscheide zwischen Kriegsoffern und Kriegshelden. Aus eigener Erfahrung aber kann ich bezeugen, daß wir solche Helden eine übergroße Zahl gehabt haben. Das weisen auch die Feldbriefe nach, in denen die Feldgrauen ihr Herz ausschütteten. Diese Briefe liest man aber nicht mehr. Sie sind doch eine stille Anklage gegen den Geist unserer Zeit. Man geht lieber in Kinostücke, in denen alles heldenhafte aus der einstigen Front in den Schmutz gezogen wird. Wenn der Kriegsweg kein Kreuzweg im Sinne der Nachfolge Christi gewesen ist, wird als Christ nicht leugnen können, daß das vorbildliche Heldentum das Ideal eines jeden Mannes bleiben muß.

Ein junger Stobtruppführer, der sich im Schützengraben den Pour le Mérite erwarb,

schreibt: „Wir können heute nicht mehr die Märtyrer verstehen, die sich in die Arena werfen, als ob sie erhaben wären über die Anwendung von Schmerz und Furcht.“ Wehe dem Glauben, der nicht mehr diese lebendige Kraft besitzt. „Sollte man dereinst auch nicht mehr verstehen, wie ein Mann für sein Land das Leben geben konnte — und diese Zeit wird kommen — dann ist es vorbei. Dann ist die Idee des Vaterlandes tot. Und dann wird man uns vielleicht beneiden, wie wir jene Helden beneiden um ihre innerliche und unwiderstehliche Kraft. . . Uns war es noch vergönnt in den unsichtbaren Strahlen großer Gefühle zu leben. Das bleibt uns unschätzbbarer Gewinn“.

„Auf dem Felde der Ehre gefallen!“ Wie markig und kraftvoll klang dieses Wort, wie in Erz gegossen, wie in Stein gehauen. Unsere Waffenehre lag in guten Händen. Wir brauchen vor dem Urteil der Geschichte die Blicke nicht zu senken. Wenn wir aber Herzengemeinschaft mit den Toten haben wollen, müssen wir uns sagen: Wenn sie auf dem Felde der Ehre fielen, so müssen wir auf dem Felde der Ehre feststehen und arbeiten und kämpfen bis zu unserem Tode. Erwarten wir unsere Ehre nicht von dem Urteil der Welt, sondern vor unserem Gott und unserem Gewissen, und dieses Feld der Ehre ist unermesslich groß.

Es ist unser heiliger deutscher Idealismus, wie ihn die Toten zeigten. „Was ist des Lebens Glück?“ Es gibt nur ein Glück: mit allen Kräften seiner Seele und seines Leibes sich in den Dienst des hohen Ideals zu stellen. „Was ist des Lebens Sinn und Bedeutung?“ Wir haben es bekommen, um es einzusetzen und höheres dafür einzutauschen. Am Heldengrab wird es uns klar, wie wertlos ein Leben ist, das sich nicht dem Dienste der Brüder weihte. Dieser Idealismus strahlt im altgermanischen Heldenlied: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß“. „Was ist das größte, was ihr erleben könnt? — Die Stunde wo ihr sagt: Was liegt an meinem Glück?“

Das Feld der Ehre ist der Glaube an uns und die Achtung vor der Vergangenheit. Aus seinen Erinnerungen muß ein Volk schöpfen, wenn es nach tiefem Falle an einem Wendepunkt seiner Geschichte steht. Der Glaube an sich, die Achtung vor seiner Vergangenheit, die Hoffnung auf seine Zukunft sind die Seele eines Volkes und mit diesen ihren Kräften trotzt sie sich immer wieder empor. Wir stehen auf den Schultern der Vergangenheit. Das letzte was wir aus dem Zusam-



menbruch gerettet haben, die Einheit unseres deutschen Vaterlandes, verdanken wir nicht uns, sondern unseren Vätern. Das Erbe, was wir unseren Kindern vermachen müssen, ist tief traurig, nicht ohne eigene Schuld. Wir haben also gar keine Veranlassung, unsere Vergangenheit zu besudeln. Wehe dem Volke, das an sich selbst irre wird.

Das Feld der Ehre ist die Wahrheit. Alle Wahrheitsfälschung ist Unehre und Schande. Zur Lüge und Verleumdung griffen unsere Gegner bei Kriegsbeginn, weil sie ahnten, daß ihnen ein

Waffen Sieg schwerlich gelingen würde. Mit der Lüge, Deutschland sei der Kriegsverbrecher, hekten sie die Welt gegen uns auf.

Es ist sonnenklar, daß es Aufgabe und Pflicht des deutschen Reiches ist, gegen diese Schuldflüge zu protestieren und dadurch den Schandvertrag von Versailles zur Revision zu bringen.

Wer sollte uns denn diese Arbeit abnehmen, etwa die Nutznießer der Lüge? Etwa das neutrale Ausland? Das mit Befremden auf unsere Energielosigkeit blickt? Aus den Reparationen heraus gibt es nur einen Weg und der ist im Vertrage von Versailles vorgezeichnet. „Ohne Verantwortung für den Krieg gibt es keine Reparationen“, rief uns jüngst das französische Parlament zu. Können wir also diese Verantwortung ableugnen — und wir können es — dann ist der einzig mögliche Weg in die Freiheit von den Reparationen eingeschlagen.

Auf dem Felde der Ehre das heißt einig den Geist der Wehrhaftigkeit pflegen. Man hat uns Deutsche vollkommen wehrlos gemacht, bis zur Nacktheit sind wir abgerüstet und man sagte uns, daß der deutschen Abrüstung die anderen Nationen folgen werden. Das ist nicht geschehen. Die wahnsinnigen

Rüstungen rechtfertigt man mit der „nationalen Sicherheit“. Wo bleibt die Unrüge? Wir alten Soldaten fürchten den Krieg am meisten. Gerade wir alten Soldaten begrüßen es, wenn die Kriege seltener werden, aber der Krieg läßt sich nicht beseitigen indem man ihn verflucht oder durch die Straßen brüllt: „Nie wieder Krieg!“ Der Soldat weiß, daß über Krieg und Frieden eine höhere Gewalt entscheidet als Fürsten, Staatsmänner, Parlamente, Verträge und Bündnisse nämlich: die ewigen Gesetze des Ver-

dens und Vergehens der Völker. Wer für die Schicksalsstunde und den Abwehrkampf sein Volk wehrlos machen will, besorgt die Geschäfte des Feindes.

Auf dem Felde der Ehre das heißt einig sein, alles Trennende überbrücken, indem wir uns sagen: „Nieber allem was uns trennen mag, stehen Volk, Vaterland und Gott“. Unser Nationallaster ist die Uneinigkeit. Ein



Napoleon hat uns in den Nehen unserer eigenen Uneinigkeit gefangen. So haben wir ihm nach seinem eigenen Geständnis die Arbeit leicht gemacht. Auch heute ist es so, daß wir, ein Volk mit 28 Parteien, wohl diesen Fehler zugeben müssen, aber wir klagen immer den Andern an, keiner greift an die eigene Brust, keine Partei, kein Stand, keine Konfession und fragt sich, wie weit hast Du diesen Fehler gefördert.

Als wir dort draußen standen, Kameraden, in Tuchfühlung miteinander, in Tuchfühlung mit dem Tode, haben wir oft nicht gewußt, ist der Nebenmann katholisch oder evangelisch, aus dieser oder jener Richtung der Windrose, gehört er dieser oder jener Partei an. Wir fühlten uns als Brüder und Kameraden und ein Gedanke erfüllte uns ganz: „Wir müssen



zusammen halten um jeden Preis und in jeder Not, bis unsere Aufgabe erfüllt ist: Deutschland muß gerettet werden. Hier auf dieser Höhe, in diesem Grabenstück, an diesem Drahtverhaue verteidige ich meine Scholle zuhause und das Haupt von Weib und Kind". Wenn die Toten auferständen und sie schauten unsere Zwietracht, sie würden ihre Glieder schnell wieder betten in ihre blutbesleckten Uniformen, in ihre armseligen Säрге und würden uns zurufen: „Vernt erst einig werden, sonst ist Euch nicht mehr zu helfen".

„Gefallenen-Ehrung.“ Sie ehrten sich selbst am meisten, als sie auf dem Felde der Ehre sanken, und unser Gebet war und ist: „Gott möge sie ehren mit der Krone des Lebens“. Wir aber können sie nur ehren, wenn wir ihrer wert sind.

\*

### Sturmangriff

Dem Gedenken an meinen ersten Bataillonsführer, Major Seiler, gestorben 1931 in Karlsruhe, gewidmet von Karl Zörger.

Seit der vierten Morgensunde stampften wir mit Sack und Pack auf ungebahnten Wegen durch metertiefen Schnee. Endlos reiste sich in eintönigem Gleichmaß Dorf an Dorf und Meilenstein an Meilenstein, wir achteten ihrer längst nicht mehr. Die FüÙe glitten bleiern über die weiÙe Fläche, und immer wieder stießen wir im Schlafwandel die Stirnen an den Kochgeschirren der Vordermänner wund. Bei jedem Haltbefehle des Kompagnieführers sanken wir haltlos auf den kalten Grund und schoben die unabgehängten Tornister unter die schweren Köpfe. Im nadelscharfen Ostwind blutete die rissige Haut unserer Hände.

Schon lange entschwand die Feldküche hinter hohen Schneewällen. Wie ein Kleinod ruhte im Tornister zwischen LeibwäÙe und Schnürschuhen verpackt das letzte Stück Brot. Weichgleitendes Geslock verhängte jeden Ausblick in das ostpreussische Land. Manchmal flackerte vor niedrig hängendem Gewölk der rote Flammenschein eines brennenden Gutshofes und wies die grausige Rückzugsbahn des kümmerlichen Restes der zehnten russischen Armee.

Wir waren allesamt ausgehungert und ausgegerelt, dennoch blieb keiner zurück, solange der Angriff mitriß. Selbst Leutnant Stürmer, welcher vor Insterburg beim Sprunge über einen Graben den Fuß verstaucht hatte, wich nicht von seinem Zuge, kutschierte vielmehr mühsam auf einem leichten Panzegefährt hinter dem Bataillon her.

Unser Gruppenältester, Karl Reiß, erläuterte eben wieder in schwungvoller Ausmalung den Heeresbericht. Der Reißekarl war einer von jenen ewigen Studenten, denen Rundgesang und Gerstenfäst stets näher lagen als beschwerliches Bücherwälzen, sein Wort kam daher bei der Kriegsfreiwilligentruppe gleich nach den Erlassen Hindenburgs. Vierig schnappten wir die Redefetzen, welche verklingend durch das Geschlurze müder FüÙe drangen:

„Aus den einzelnen Angaben schlieÙe ich, daß wir schnurgerade gegen Petersburg stoßen. Generaloberst Eichhorn schwenkt von Tilsit südwärts, die Gruppe Lizmann biegt von Süden ein und wir drücken dazwischen sachte nach. Ihr werdet sehen, bevor der Russe die Lage begreift, kneifen wir ihn mit einer famosen Zange!“

Wir wagten schüchtern einige zweifelnde Einwände:

„Und wenn der Großfürst den Braten riecht, kneifen die Panjes. — Karle, du erfindest wieder prachtvolle Latrinenparolen!“

Da brauste der Berichterstatter entrüstet auf:

„Was verstehen zwanzigjährige Mündungsdeckel von Strategie? — Ich sage euch, in vier Wochen setzen wir den Zaren gefangen und zum Otereier-Färben sind wir längst daheim. Doch vorher muß Rußland noch badisch werden! Hindenburg hätte diesen Zug schon früher gewagt, aber die badischen Bataillone haben noch gefehlt.“

Die Spitze der Marschkolonne stockte. Von Osten stob auf schäumendem Pferde ein Meldereiter. Munter flatterte sein gelb-rot-gelber Lanzenwimpel durch das Schneegestöber. Nach Tagen rastloser Jagd und ausfängender Eilmärsche hatten endlich die Schwarzen Dragoner der Vorhut wieder Fühlung mit dem



g l e



Gegner gewonnen und einen Troß russischer Nachzügler aufgestöbert.

Deckung suchend kauerten wir in den Böschungswinkel einer Wegkreuzung. Mitten auf der Straßenfläche wies ein windschiefer Weiser mit zersplittertem Arme ostwärts gegen Stallupönen. Fahles Taglicht wechselte in graue Dämmerung und fünf Glockenschläge zogen von fernher besinnlich durch die weiße Stille. Gleichmäßig rieselte Schnee und eissiges Schmelzwasser sickerte in Rockärmel und Stiefelschäfte.

Nach einer Zeit endlosen Harrens kam der Hauptmann und stellte sich zwischen uns:

„Leute! Ich weiß, ihr seid hundsmüde. Ihr hättet Ruhe dringend nötig, doch der Russe will unser Nachtquartier zu Stallupönen nicht räumen. — Was ist da zu tun?“

„Wir treiben eben den Panje zum Tempel hinaus!“

„Gut. — Ist Leutnant Stürmer in der Nähe? — Der erste Zug schwärmt nach links. In einer Entfernung von zweihundert Metern folgt der zweite Zug, und der Rest der Kompagnie rückt mit gleichem Abstände nach. Die Gefechtsordnungen stehen zu meiner Verfügung beim dritten Zug!“

Vom Gegner noch unbemerkt pürschten wir hinter Leutnant Stürmer nach einer ausgebrannten Windmühle, krochen dort auseinander und huschten einzeln ins freie Gelände. Kaum hatte der Russe uns erblickt, begann er verzetteltes Gewehrfeuer. Wie zu einer Felddienstübung sprangen wir feindwärts, die Gruppenführer zehn Schritte vor ihren Abteilungen und Leutnant Stürmer, auf den Stoß gestützt, weit der Schützenlinie voraus.

Gewehrkugeln surrten an den Ohren vorbei pfeifend in den Schnee. Dann warf der Tambour jählings die Trommelschlegel hoch, straukelte haltlos und stürzte röchelnd vornüber. Eine leuchtende Hand griff kalt in unsere Rücken.

Aus einer Bodensalte schnellten russische Marodeure hastig gegen Stallupönen. Einer der Gefellen schleppte auf dem Rücken ein maffiges Gerät, welches im fahlen Mondlicht zuweilen silbern aufglitzerte. Der Befreite Lehmann brummte:

„Den Kerl werden wir uns näher ansehen!“

Rasch trieben wir den nur mühsam Vorankommenden in die Klemme und erkannten staunend in seiner schimmernden Traglast eine gestohlene manns hohe Standuhr.

Zahllose Feldhasen stoben, vom Gewehrgeknatter aufgeschreckt, kreuzweise über die Stoppeläcker zwischen den feindlichen Fronten. Unser Gruppenführer legte an und die weiße Blume eines ausgewachsenen Bierer



beschrieb einen blitzenden Halbkreis. Flint saßten wir zu, schnallten den willkommenen Braten mit Mantelriemen auf meinen Tornister.

Da knallte unerwartet vom Gegner her ein Maschinengewehr. Wir warfen uns platt zur Erde. Niedrig setzten Geschosgarben über unsere Köpfe. Frostscharrer Disturm überschüttete uns mit Schnee. Fern im Dunste fröhnte ein Verwundeter.

Befehl wanderte durch die Reihen:

„Liegenbleiben, bis Artillerie eingreift!“

Neben uns fuhren Kastatter Kanoniere in vorderste Linie ein Geschütz auf, Granate nach Granate rauschte treffsicher über den Außenring der Stadt.

Schlagartig stockte das Maschinengewehr, der Russe wich. Im gleichen Augenblick flatterten Brandfäulen aus den vier Ecken.

Sturmssignale gellten auf den deutschen Flügeln. Ratlos harteten wir in der Mitte, denn unser Hauptmann fehlte. Der alte Herr war notgedrungen im Feuerraum vom Pferd gestiegen, vermochte jedoch dem eiligen Vorschwärmen seiner Kompagnie nicht zu folgen.

Da jagte ein grauer Reiter durch hochstäubenden Schnee, überließ sein schweißnasses Tier einem Radfahrer und ergriff dessen Karabiner. An Kapuze und unvermeidlichem Einglas erkannten wir Major Seiler, unsern Bataillonsführer: Der flatternde Umhang flog zur Seite:

„Leute! Ihr werdet doch nicht kurz vor dem Ziele schlapp machen! Wer noch krabbeln kann, mir nach!“

Die Müde des eifständigen Gilmarsches vergessend, drängten wir, um den Major geschart, in die Hauptstraße Stallupönens. Verwundete Russen starrten angstvoll aus den Gassenrinnen. Durch Kellerfenster zuckten ab und zu vereinzelte Schüsse.

Schutt und Asche, Brand und Qualm!

Zum Himmel loberte der Feuerkranz mit sprühenden Zaden. Bajonette blinkten im Flammenschein.

Schrei und Wut und Aechzen und Jammern!

Aus dem brennenden Kirchturme wimmernten sieben langgedehnte Stundenschläge. Aufatmend standen wir mitten in der Stadt.



# Glück, Zufall, Schicksal oder - ?

Von Albert Roewe.

**S**ehr viele Kriegsteilnehmer, die wieder gesund die Heimat sehen durften, werden bei der Schilderung ihrer Erlebnisse viel von Glück sprechen können, das sie bei diesem oder jenem Gefecht gehabt haben. Der eine nennt es Glück, ein anderer Zufall und der dritte spricht ergeben vom Schicksal. Auch ich hatte einige Erlebnisse, für die ich nicht die richtige Bezeichnung finden konnte.

I. Es war am 10. Januar 1915. Unser Regiment (Infanterie-Regiment Nr. 111) hatte damals die Gräben dicht bei der ehemaligen Voretto-Kapelle besetzt. Unterstände gab es zu jener Zeit noch keine, sondern jeder hatte in der Nähe seines Postenstandes, etwa 50 Zentimeter von der Grabensohle aus, einfach ein seiner Körperlänge entsprechendes Loch in die Grabenwand gegraben, mit Stroh ausgelegt, seine Zeltbahn vorn heruntergehängt und die Behausung war fertig. Bisweilen waren auch diese Löcher für zwei oder gar drei Kameraden hergerichtet. Aber das waren bereits „Wohnungen“ für Zugführer u. s. w. Am genannten Tag, während ich auf Posten stand, wurde ich von einem Schulkameraden, der als Offizier-Stellvertreter Zugführer in einer angrenzenden Kompagnie war, nach meiner Ablösung in seine „Villa“ eingeladen. Gar zu gern hätte ich mich zwar hingelegt und „gepennt“, aber nach einiger Ueberlegung ging ich doch auf „Besuch“, weil es dort immer etwas außergewöhnliches zum füttern und trinken gab.

Von einer rückwärtigen, alten Mühle konnten die Franzosen unseren Grabenabschnitt einsehen und sich bequem einschleusen. Ausgerechnet während meiner „Besuchszeit“ fiel es dem Franzmann wieder ein, einige „Liebesgaben“ herüber zu senden. Da man nicht wußte, ob nicht anschließend an die Artillerietätigkeit auch ein Angriff seitens der Infanterie erfolgen würde, wollte ich gleich wieder zu meiner Kompagnie zurück. Mein Freund beruhigte mich und nahm die Schießerei weniger ernst. Nach einer Stunde machte ich mich aber doch auf den Rückweg und mußte über die wie tot auf der Grabensohle liegenden, ganz teilnahmslosen Kameraden hinweg klettern. Platt auf der Grabensohle zu liegen, galt als bestes Schutzmittel. Wie staunte ich aber, als ich mich wieder in meinem Grabenabschnitt befand! — Mein Unterschlupf und mein Postenstand waren durch einen Volltreffer vollständig zerstört. Wegen

der Beerdigung unseres Kameraden, meiner Ablösung, brauchten wir uns keine Sorgen zu machen, denn es war nicht mehr viel von ihm zu finden. Mir war es nicht ganz behaglich. Und dann kamen die Gedanken: hätte ich . . . . ., wäre ich . . . . .

\*

II. Am 4. Februar 1915, an einem sehr schönen Vorfrühlingstag, stand ich Posten. Die Franzosen warfen „Kübel“ herüber, das waren die ersten, einfachen Minen, die man im Fluge ganz genau verfolgen und die einem daher nicht gefährlich werden konnten. Wenn aber gleichzeitig die französische Artillerie mit ihrem „Ratsch-bumm“, den kleinkalibrigen Flachgeschützen, auf unsere Gräben schossen, dann konnten einem die schlingernden „Kübel“ doch gefährlich werden, weil man den Abschuß überhörte. Durch den Sonnenschein verleitet fing ich während meiner Postenzeit an, meinen Anzug u. s. w. zu reinigen. In meinem Brotbeutel hatte ich eine Portion Butter zerdrückt und die ganzen Wände damit verschmiert. Nach der Reinigung meines Anzuges nahm ich mein Taschenmesser und versuchte die Butter herauszukrahen. Da ich aber nicht genügend Licht hatte, ging ich etwas seitwärts und stellte mich so, daß die Sonne in meinen Brotbeutel hineinscheinen konnte. Pflicht meinerseits wäre es gewesen, aufzupassen und nicht den „Frühjahrsputz“ vorzunehmen. In meinem Reinigungsfimmel hatte ich nun anscheinend den Abschuß einer Mine überhört. Ein Krach — ich lag im Graben und schnappte nach Luft. Ein 15 Zentimeter lau-





ger Splitter, der infolge meiner Stellung nur als Streifschuß sich auswirken konnte, hatte von der Seite meinen Taillenhakeln und mein Koppel durchschlagen, meine Rippen gequetscht und noch einige Quadratcentimeter Haut mitgenommen. Ernstlich verwundet war ich nicht. An meinem eigentlichen Postenplatz dagegen stak der Splitter tief in der Wand, der hätte mich sicherlich in zwei Teile zerlegt, wäre ich noch dort geblieben. Wieder kamen die Gedanken, als ich zum Andenken den Splitter aus der Wand bohrte. Wäre ich . . . . .

\*

III. Im Herbst 1915 wurde ich nach Beendigung einesurses für Offiziers-Aspiranten der 5. Kompagnie als Zugführer zugeteilt. Als die Offensive begann, wurde das 2. Bataillon, das gerade in Ruhe lag, sofort alarmiert und an eine gefährdete Stelle geschoben. In der Gegend von St. Souplet lagen wir am 29. September an einem Bahndamm in höchster Bereitschaft. Das ganze Bataillon lag geschlossen. Nach unbestimmten Meldungen sollte den Franzosen der Durchbruch geglückt sein. Die vor uns liegende Höhe, dauernd unter feindlichem Artilleriefeuer, sollte auf alle Fälle dünn besetzt werden, um bessere Sicht zu haben und um den ersten etwaigen Angriff zum Stoßen zu bringen. Die 5. Kompagnie mußte diesen Zug zur Sicherung des Bataillons stellen. Solche Aufgaben bekam immer der jüngste Zugführer, und das war in diesem Falle ich. Meine Zweifel, ob es mir glücken würde, auch nur die Hälfte meines Zuges unverwundet dort oben in Stellung zu bringen, waren vollauf berechtigt. Aber Befehl war Befehl. Mit stummem Händedruck verabschiedete ich mich von meinen Bekannten. Die Blicke aller zurückbleibenden sagten uns: ihr seid verloren. Ausgeschwärmt, mit zehn Schritten Zwischenraum gingen wir vor und beobachteten dabei noch einen feindlichen Flieger, der leider erfolgreich die Beschießung einer unserer Batterien leitete. Sprungweise, von Granatloch zu Granatloch, kamen wir oben an und legten uns wie die Igel in die dort zahlreich vorkommenden tiefen Granatlöcher. Von Zeit zu Zeit ein Blick nach vorn und rasch wieder runter. Ein Einschlag in unserer nächsten Nähe verschüttete uns zwar halb, aber die Schmerzen rührten nur von den Erdklumpen her, verwundet war keiner. Nach einiger Zeit ließ das Feuer bei uns nach. Der Zweck der feindlichen Artillerie

war erreicht, die ungefähr fünfzig bis sechzig Meter von uns entfernte Batterie war durch mehrere Volltreffer zum Schweigen gebracht worden. Aber nach weiter rückwärts, über unsere Köpfe weg, kamen noch manche „Grüße“ herübergeföhlt. Wo gingen denn die hin? — Bei Einbruch der Dunkelheit wurden wir zurückbeföhlen. Verluste hatten wir keine. Als wir den Bahndamm, unseren Ausgangspunkt, überquerten, bemerkten wir dort mehrere Granatlöcher. Unsere Vermutung, daß das Bataillon etwas „abgekrigelt“ habe, bestätigte sich leider nur allzusehr. Der Flieger hatte uns vereinzelt Schützen nicht gesehen, wohl aber das am Bahndamm geschlossen liegende ganze Bataillon. Als gutes Ziel wurde die Bahnlinie sofort mit mehreren „Lagen“ erfolgreich beschossen. Unsere Kompagnie hatte allein zwölf Tote und etwa achtzehn Schwerverwundete. Mein Zug, am gefährlichsten Punkt, von allen bedauert, kam ohne einen Mann Verlust zurück. Wären wir am Bahndamm geblieben . . . . .

\*

IV. An demselben Tag mußten wir abends „spanische Reiter“ und Stacheldraht in die vorderste Linie schleppen. Alles mußte dabei helfen, denn wir sollten auch noch in der Nacht ein abgekämpftes Regiment vornehmen ablösen. Wenn auch widerwillig und mit einem erstaunten Gesicht mußte mein Bursche auch eine Rolle Draht vorschleppen. Die ganze Nacht wurde gearbeitet, und das vorgeschriebene Material war sortgeschafft. Nach erfolgter Ablösung fanden wir uns in einem halbfertigen Reservegraben, in dem wir uns noch nicht einmal aufrecht bewegen konnten und keine Spur von Unterständen u. s. w. zu finden war. Natürlich fing es dann auch noch an zu regnen. Als Deckung wurde nun einfach eine Zeltbahn über den Schützengraben gespannt und zu drei oder vier in Kauerstellung die gefährlichste Zeit, das Morgengrauen, erwartet. Ich war in übler Laune, weil mir mein Bursche gestand, bei dem Materialschleppen u. a. meine Mühe verloren zu haben. Also mußte ich die ganze Zeit den Helm aufbehalten. Wie erwartet, fingen die Franzosen bei Tagesanbruch wieder an, die Gräben systematisch unter Feuer zu nehmen. Verdächtig nahe waren schon einige Einschläge gelegen. Da! — wieder ein Krach und gleichzeitig wurde ich auf die Knie gedrückt, der Helm war mir tief ins Gesicht gerutscht. Gespürt hatte ich nichts. Erst als mir Blut über die Augen lief, fühlte ich ein Brennen auf mei-



nem Kopf. Ein Granatsplitter hatte die Zeltbahnen — unser Regendach — meinen Helm und vor allen Dingen den metallenen Adler



deselben durchschlagen und kam dann erst auf meinen Schädel. Die Wucht des Splitters war hauptsächlich durch den „Adler“ stark geschwächt worden. (Damals hatten wir noch die Lederhelme). Die Kopfwunde war zwar noch groß genug und blutete heftig, aber der Schädel war noch ganz. Hätte mein Vursche die Mühe nicht verloren . . . .

\*

V. Im Sommer 1917 führte ich die 2. Maschinen-Gewehr-Kompagnie Infanterie-Regiment 111. Der Winterberg war gerade erstürmt, beziehungsweise unsere vordersten Gräben ganz auf die Höhe verlegt worden, um den Franzosen die Sicht auf unseren Anmarschweg zu nehmen. Mehrmals versuchten die Gegner, die verlorenen Grabenstücke daher wieder zu holen. Es war „dicke Luft“ vornen und abends mußte unser Bataillon in vorderster Linie ablösen. Gerade am Nachmittag bekam ich noch einige Leute Ersatz, darunter auch einen sehr jungen, schwächlichen Fahnenjunker, namens Ach aus Berlin. Ein so unerfahrenes Kerlchen wollte ich nicht an einem solchen Tage gleich einem Gewehr zuteilen, sondern wies ihn zu den Telefonisten und den Gefechtsordonnanzen in meinen Unterstand. Er sollte sich erst an den Krieg gewöhnen. Mein Unterstand war im alten Graben, am Abhang des Winterbergs und für die feindliche Artillerie schwer zu erreichen. Nachdem die Ablösung u. s. w. beendet, wurde es in meinem Unterstand, der einen blockhüttenartigen Vorbau hatte, ruhig. Die Schießerei

hatte allgemein nachgelassen, erst für den Abend war wieder mit erhöhter Tätigkeit zu rechnen. — Wie lange ich geschlafen oder betäubt gelegen hatte, weiß ich nicht. Ich kam zu mir, als mit aller Kraft gegen meinen Kopf getreten wurde. Bewegen konnte ich mich nicht, denn ich war zwischen Balken eingeklemmt. Nach längerem Rufen hörten die Fußtritte auf. Es war ein Telefonist, der sich mit Gewalt einen Weg aus dem Unterstand ins Freie bahnen wollte. Wir waren verschüttet! Ein Schuß der eigenen Artillerie, der zu kurz lag, hatte als Volltreffer meinen Unterstand getroffen. Mit Hilfe des Telefonisten wurde ich aus meiner Zwangslage befreit und mit vereinten Kräften zwängten wir uns durch die Balken und Minenrahmen ins Freie. Außer uns beiden waren alle im Unterstand sich Aufhaltenden tot oder schwer verwundet. Von dem Fahnenjunker Ach fanden wir später nur noch einen Stiefel! er war zwischen den Balken vollkommen zerrissen und zerquetscht worden. Zwei Stunden war er im Felde! In vorderster Linie hatten die Gewehre an diesem Tag keine Verluste. Dann kamen die zwecklosen Vornwürfe: „Hättest du doch den Fahnenjunker einem Gewehr zuteilt . . . .“

Noch einige ähnliche Fälle ließen sich aufzählen und bei jedem käme immer dieselbe Frage: War es Glück, war es Zufall, Schicksal oder —?

## Deutsches Notgebet

Von Karl Förger.

Sturzseen peitschen Deutschlands Schiff,  
knirschend schleift sein Bug auf Sand  
[und Riff,  
Hart und dräuend schlägt die nächste Stunde,  
Herr, errette uns, wir gehen zugrunde!  
Keiner Weg noch Richtpunkt weiß,  
Kyrie eleis!

Aus dem Westen brüllt der alte Feind,  
Turmhoch steigt die Küste und versteint,  
Müd ist unser Fuß vom schweren Gange.  
Allererretter, säume nicht mehr lange!

Schon verdorrt der Hoffnung Reis,  
Kyrie eleis!

Sieh, dem Volke fehlt sein täglich Brot,  
Durch die Wände schleichen Not und Tod,  
Deutschlands Steuer liegt in deinen Händen.  
Du nur kannst die Fahrt zum Heile wenden.  
Dir allein sei Lob und Preis,  
Kyrie eleis!



# Kameradschaftstreue

Von Friedrich Siegel.

**A**m 28. Febr. 1915, gegen 1 Uhr nachts bewegte sich plötzlich etwas vor unserem Schützengraben, das man in schußbereiter Haltung näher kommen ließ. Es war ein verwundeter deutscher Soldat. Auf einmal hörte man das Wort: „Kamerad helf“ und sofort sprangen einige Kameraden aus dem Graben, um den Erschöpften hereinzuholen.

Er berichtete, daß unten im Dorfe Stoßweier noch zwei Verwundete lägen, die sich ebenfalls in den etwas abseits gelegenen Bauernhof schleppten, in der Hoffnung, bald von den deutschen Kameraden gefunden zu werden. Diese Hoffnung sollte sich aber nicht erfüllen, da es trotz aller Versuche nicht gelang, den Franzosen diesen Ort zu entreißen.

Nachdem die Verwundeten schon volle zwei Tage ohne Nahrung und ärztliche Hilfe in diesem Bauernhof lagen und vor der Wahl standen, entweder elendiglich zu Grunde zu gehen, oder irgend ein Mittel zu finden, um sich uns mitzuteilen, raffte sich in der folgenden Nacht einer der Verwundeten auf, den letzten Rest der noch vorhandenen Kraft mit ungeheurer Lebenswillen stählend, unsere Stellung auf der Höhe 641 aufzusuchen.

Vom Dorfe Stoßweier auf allen Vieren kriechend, schlängelte sich der Verwundete an die Höhe heran, ohne von den dort lagernden Franzosen und deren Wachen gesehen zu werden. Allerdings herrschte Stockfinsternis und nur wenn Leuchtraketen hochgingen, galt es,



sich platt auf den Bauch zu werfen und nicht zu rühren. Dadurch entzog man sich meistens der Aufmerksamkeit des Feindes.

Nach Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten, über Granatrichter, Drahtverhau, Stolzperdraht und viele andere Hindernisse hinweg, gelang es ihm endlich, in unsere Nähe zu kommen.

Bei den letzten 100 Metern war fast jede einzelne Vorwärtsbewegung ein ungeheurer Kampf gegen die durch tagelange, völlige Entbehrung und große Schmerzen anfallende Schwäche.

Kurz vor unserer Stellung brach er denn auch völlig in sich zusammen, nur mit großer Mühe gelang es ihm, das nötigste zu berichten.

Diese heldenhafte Tat, die vor allem darin gipfelte, seinen hilflosen Kameraden das Leben zu retten, sein eigenes aber aus Spiel zu setzen, kann neben der größten Waffentat eines Einzelnen ruhig bestehen.

Nur eine große Menschenseele ist zu einer solchen Heldentat fähig.

Wir hatten unseren treuen Kameraden natürlich sofort zu Tal gebracht, wo ihm ärztliche Hilfe zuteil wurde, wie auch unsere Küche bemüht war, durch Speise und Trank ihn wieder auf die Beine zu bringen.

Nun galt es, Mittel und Wege ausfindig zu machen, wie man die zwei noch in Stoßweier zurückgebliebenen Kameraden am besten retten kann. Geholt werden mußten sie, das stand von vorn herein fest. Wenn wir dabei sehr sorgfältig zu Werke gingen, so darum, weil wir uns darüber klar waren, daß wir die französischen Wachen passieren mußten, ehe wir den Hof erreichen konnten.

Gegebenenfalls konnte eine Gefangennahme die nach Errettung schwachtenden Kameraden das Leben kosten. Eine derartige Möglichkeit mußte unter allen Umständen beseitigt werden. Bald war es gelungen, außer mir noch drei entschlossene Kameraden unter den Hilfs-sanitätern zu finden, die gewillt waren, ihr Leben einzusetzen.

Unter der Führung des Leutnants Dr. G. (seinem bekannten Karlsruher Rechtsanwalt), setzte sich die kleine entschlossene Gruppe mit zwei Tragbaren in Marsch, vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend.

Alles, was dazu führen konnte, dem Feinde als Material zu dienen, wurde zurückgelassen, ebenso alle Wertgegenstände.

Der Abstieg nach Stoßweier, der morgens um einhalb drei Uhr begann, vollzog sich ohne größere Hindernisse. Nun aber galt es, die Hauptschwierigkeiten zu überwinden:

1. Die französischen Posten und Patrouillen zu umgehen,
2. das beschriebene Haus mit den Verwundeten zu finden.

Es gelang uns, an die ersten Häuser unbemerkt heranzukommen, eine Straßenecke mußte passiert werden, und es schien, als ständen wir unter einem höheren Schutz.



Wir kamen unbemerkt an das uns geschilderte Haus heran. Nun begannen wir zu horchen, ob sich nichts verdächtiges zeigt, aber alles war ruhig. Wir gingen weiter zwischen Höf und Scheuer, um fürs Erste einmal gedeckt zu sein. So leise als es unsere Soldatenstiefel zuließen, betraten wir das Haus und nach kurzem umhertasten fanden wir eine Türe, die wir öffneten.

Es läßt sich aber nicht beschreiben, was für eine Luft uns da entgegenschlug. Schlüssellöcher und jede Ritze waren mit Papier zugestopft, um keinen Lichtschein nach außen dringen zu lassen. So waren diese Leute nicht nur lichtdicht, sondern auch luftdicht von der Außenwelt abgeschlossen. Man wagte kaum zu atmen bei dieser dicken Luft.

Während meine Kameraden sich mit den Verwundeten beschäftigten, wollte ich mich im Hause etwas umsehen. Die Türe zu einem anderen kleineren Zimmer stand auf, aber mit jedem weiteren Schritt den ich machte, wurde die Pestilenz immer größer. Es war fauler Fleischgeruch, der mir da entgegen-schlug.

Als ich trotzdem die Ursache dieses Parfüms feststellen wollte und deshalb diesen Raum betrat, stand ich unwillkürlich vor einem Bett, in dem ein toter Mann lag. Der Bekleidung nach war es ein Bauer oder Knecht. Der Tote bot ein grauenhaftes Bild in völligem Zerfallszustand und muß schon Wochen so gelegen haben. Neben diesem offenen Raum haben unsere drei Verwundeten nahezu drei Tage zugebracht, ohne jede Nahrung oder Wasser.

Es war inzwischen vier Uhr morgens geworden, als wir uns wieder zum Ausbruch rüsteten. Den Schwerverletzten hatten wir auf die Tragbare gelegt, dem anderen durch doppelseitige Stütze das Gehen erleichtert.

Auf demselben Weg gelang es uns wiederum, durch den Ort, jede Deckung ausnützend, an die Höhe 641 heranzukommen. Nun begannen erst die Schwierigkeiten. Hatten wir die Tragbare bis hierher wie üblich mit den Armen getragen, so waren wir jetzt gezwungen, sie auf die Schultern zu nehmen, um durch den Drahtverhau, über Löcher und Gräben hinweg, durchzukommen.

Inzwischen graute der Morgen und wir hatten noch ein beträchtliches Stück bis in unsere Stellung hochzusteigen.

Wir waren inzwischen auch in den Schutzbereich der Franzosen gekommen, aber zu unser aller Ueberraschung fiel kein Schuß.

Meine Vermutung, daß die Franzosen uns als Sanitäter erkannt haben und wohl auch



die Tragbare gesehen hatten, mag sie veranlaßt haben, sich an die Bestimmungen des Genfer Abkommens zu halten.

Daß meine Auffassung richtig war, bestätigte uns einige Tage später der französische Heeresbericht, der auszugsweise von der deutschen Presse übernommen wurde.

Auch dort hatte man in ehrennden Worten der mutigen Deutschen gedacht, die ihr Leben aufs Spiel setzten, um ihre verwundeten Kameraden aus der französischen Stellung herauszuholen.

Den Bemühungen unserer Feldärzteschaft und dem Pflegepersonal gelang es, diese drei Kameraden wieder herzustellen und sie erfreuten sich zu unserer Freude noch bester Gesundheit im Kreise ihrer Familie.

\*

## Befreiung deutscher Kriegsgefangener in der Ukraine durch deutsche Truppen 1918

Von Hermann Doldt.

Stellen wohl ist in der Geschichte des Weltkrieges die Tatsache zu verzeichnen, daß in selten großer Zahl Kriegsgefangene von Truppen des eigenen Landes aus hartem Joch befreit wurden.

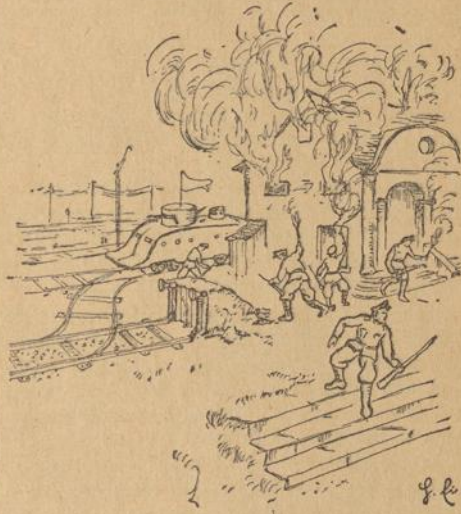
Wie bekannt, hatte Deutschland im Friedensvertrag mit der Ukraine die Verpflichtung



tung übernommen, dieses Land von den bolschewistischen Horden zu reinigen. In Ausführung dieser Verpflichtung kamen in der Folge deutsche und österreichische Truppen in die Kohlen- und Erzreviere im Donezgebiet in der Ukraine, um welche Zeit in diesem Gebiet Tausende deutscher, österreichischer und türkischer Kriegsgefangener auf den Schächten in schwerer Bergwerksarbeit beschäftigt waren. Schwer lastete die Bedrückung der Gefangenen von seiten der Russen auf denselben. In so manch bitterer Stunde wünschten sich die Gefangenen den Augenblick herbei, in welchem sie ihre Bedrücker in die Hände bekämen, um sich für die erduldeten Leiden zu rächen.

Obwohl die Gefangenen durch die russischen Zeitungen von dem Vorrücken deutscher und österr. Truppen Kenntnis erhielten, fiel es ihnen doch schwer, an diese Tatsache zu glauben, umso mehr als die russischen Zeitungen während des ganzen Krieges hindurch mit Lügenberichten überfüllt waren. So konnte es auch die Gefangenen in Rutschenskowo, die auf den der Rutschenskaja A.-G. gehörenden Kohlenschächten im Donezgebiet beschäftigt waren, nicht aus der Fassung bringen, als am Abend des 23. April 1918 durch die Bewohner des Ortes das Gerücht verbreitet wurde, auf der nahen Anhöhe, Jusowo zu, seien deutsche Kavalleriepatrouillen gesehen worden. Da die Aufregung unter der Bevölkerung immer grassiere Formen annahm, man andererseits die Führer der Bolschewisten mitten in der Nacht Vorbereitungen treffen sah, die noch im Magazin befindlichen Vorräte wegzuschaffen und wir außerdem die ganze Nacht über starken Geschützdonner vernahmen, wurden wir unserer Zweifel über das Vorrücken der deutschen Truppen allmählich enthoben, wobei natürlich der Wunsch als Vater des Gedankens eine große Rolle spielte. Unsern Wunsch, der Sache selbst auf die Spur zu gehen, ließen wir wieder fallen, da das Verlassen des Ortes in der Nachtzeit mit allerhand Gefahren verbunden war, da die herumstreifenden, aus allerhand zweifelhaften Elementen zusammengewürfelten roten Gardisten die Fußgänger, sowie die Reisenden auf der Bahn ihrer Kleider, Uhren und sonstiger Wertgegenstände beraubten und bei gegebenem Widerstand erschossen. Andererseits hielten die russischen Zivilisten mitten im Orte Schießübungen mit scharfer Munition ab, so daß man jeden Moment gewärtig sein konnte, eine Kugel verpaßt zu bekommen.

So rückte der für uns ehemal. Gefangenen so denkwürdige 25. April heran. Jeder ging morgens, wie üblich seiner Beschäftigung nach. Wir standen gegen 10 Uhr im Begriff, auf der zu den Schächten zählenden Ziegelei, den fertigegebrannten Ofen zu entleeren und in die bereit stehenden Eisenbahnwagen zu verladen, als durch die erhöht liegende, dreiviertel Stunden entfernt liegende Bahnstation in höchstem Tempo ein Panzerzug der roten Garde, an der darauf befestigten roten Flagge erkennbar, sauste. Dem ersten Panzerzug folgte ein zweiter, dem einige Leute in eil-



gem Tempo entstiegen, die Station in Brand setzten, den Zug wieder bestiegen, um dem ersten Panzerzug schnellstens zu folgen. Inzwischen, hinter der Anhöhe einsehendes Maschinengewehrfeuer, sowie kurz hinter dem 2. Panzerzug einschlagende Granaten lassen uns aufhorchen, unsere Arbeit stockt — plötzlich schlängelt sich hinter der Anhöhe ein 3. Panzerzug — und was erblickt unser Auge? — unser Herzschlag stockt — ein freudiges Erschrecken durchrieselt unsere Glieder — einen deutschen Panzerzug, an der deutschen Flagge erkennbar. — Im ersten Moment glaubten wir, das Herz müßte uns springen vor freudiger Ueberraschung — ein Ausjauchzen unsererseits — ein dreifach donnerndes Hurrah —, das die russische Bevölkerung aus ihren Behausungen trieb — was wir uns in unsern kühnsten Träumen nicht auszudenken wagten, war zur Tatsache geworden — endlich wieder befreit, nach 32 Monaten schwer-